

Einfach schwierig : eine deutsche Architekturdebatte [Gert Kähler (Hrsg.)]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 1/2: **Glas = Verre = Glass**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechung

Provoziert durch das
Einfache

Die Architektur als Vehikel
für eine deutsche
Kulturkontroverse

«Einfach schwierig. Eine
deutsche Architekturdebatte.» (Ausgewählte Beiträge
1993–1995), hrsg. von Gert
Kähler («Bauwelt Funda-
mente» Bd. 104), Vieweg-
Verlag, Braunschweig und
Wiesbaden 1995,
222 Seiten, br. 38,- DM

Mit spektakulären Archi-
tekturprojekten wird
heutzutage durchaus Stim-
mung gemacht. Vor allem in
und um Berlin boomt das
Bauen – und die Ausein-
andersetzung darum. Welche
Architektur befriedigt
wessen Wünsche? Mit alten
Fotos – Friedrichstrasse/
Ecke Unter den Linden
darf's besonders gerne sein
– transportiert man ideali-
sierte Vorstellungen. Genau
so ein Stadtleben wollen
wir: repräsentative Häuser,
mondänes Flair und immer
was los! Die Vergangenheit
als Lehrmeister. Und das
neue Berlin als Faksimile des
historischen? «So nun
nicht», hört man. Schön
soll's sein, aber auch solide,
angemessen, begreifbar.
Einfach eben. Und eh' man
sich's versieht, ist man mit-
ten in einer denkwürdigen
Debatte, die weit über die
Architektur hinaus Wogen
schlägt.

Obleich in Fachkreisen
bereits seit längerem über
die «Neue Einfachheit» dis-
kutiert wurde, lag der Stein
des Anstosses für eine brei-
tere Öffentlichkeit in einem
Aufsatz von Vittorio M.
Lampugnani, den der «Spie-
gel» im November 1993 ver-
öffentlicht hatte. Unter dem
Titel «Die Provokation des
Alltäglichen» forderte er
mit spitzer Zunge eine Ab-
kehr von einer exaltierten
und vordergründigen Archi-
tektur. Streitbar plädierte er
– in einem Rundumschlag
gegen (fast) alle zeitgenös-
sischen Moden – für die

Rückkehr zur Normalität im
Bauen. Eine neue Beschei-
denheit und Besinnung auf
die Tradition sei für Archi-
tektur und Städtebau am
Ende des 20. Jahrhunderts
die angemessene Haltung.
Dabei attestierte er aller-
dings – über das Ziel hinaus-
schiessend – der Zeit des
Nationalsozialismus, dass sie
«ausgesprochen solide,
detaillierte Bauten» hervor-
gebracht habe.

Es antworteten zu-
nächst Wolfgang Peht (in
der FAZ) und Daniel Libe-
skind (in der FR). Jeweils in
moderater Form. Den
eigentlichen Gegenschlag
gab führte Dieter Hoff-
mann-Axthelm, der im April
1994 in der «Zeit» «Die Pro-
vokation des Gestrigen»
publizierte. Hier kam erst-
mals jenes Verdikt von
einem Berliner Architektur-
kartell aufs Tapet, das bis
heute durch die Gazetten
wabert (ohne dass es je be-
wiesen oder entkräftet wer-
den konnte). Auch wenn es
ein offenes Geheimnis ist,
dass Lampugnani und Hoff-
mann-Axthelm seit Berliner
IBA-Zeiten nicht sonderlich
gut aufeinander zu spre-
chen sind, so überraschte
doch, dass nun die schmut-
zige Wäsche in aller Öffent-
lichkeit gewaschen wurde.
Fast alles, was im Metier
Rang und Namen hat, betei-
ligte sich in der Folge an
einer Auseinandersetzung,
die ihre eigentliche Brisanz
durch die Ausweitung auf
Berlins aktuellen Städtebau
gewann. Plötzlich ging es
nicht mehr bloss um Fragen
des Baustils und der Hal-
tung des Architekten, viel-
mehr wurden nun Einfluss-
sphären und Aufträge –
letztlich also Bereiche wirt-
schaftlicher Macht – tan-
giert.

In einem ansprechen-
den Band aus der Reihe
«Bauwelt Fundamente» hat
der namhafte Architektur-
kritiker Gert Kähler die
wichtigsten Wortmeldungen
dieser Debatte zusammen-
gestellt und behutsam um
einige Originalbeiträge er-

gänzt. Herausgekommen ist
die Dokumentation einer
Kontroverse, deren Lektüre
durchaus Genuss bereitet,
wenngleich mit bitterem
Beigeschmack. Zu sehr ge-
hen sich die Kontrahenten,
bildlich gesprochen, an die
Unterwäsche, als dass sie
konstruktiv hätte weiterge-
führt – oder gar beendet –
werden können. Zwar strei-
tet man sich mit Vehemenz
über das (jeweils unter-
stellte) historische und ge-
sellschaftspolitische Ver-
ständnis. Wo aber verläuft
nun das Schisma: zwischen
dem Grundsätzlichen und
dem Besonderen, zwischen
Gründerzeit und Weimarer
Republik, zwischen der
autogerechten und der «ur-
banen» Stadt, zwischen dem
Einfachen und dem Schö-
nen, zwischen billig und an-
gemessen, brauchbar und
gut? Gerade weil viele
grundlegende Aspekte of-
fenbleiben, lohnt die Retro-
spektive.

Nicht die Tendenz zur
«Neuen Einfachheit» sei, so
Herausgeber Gert Kähler,
der springende Punkt der
Kontroverse. «Die Frage ist
vielmehr, warum denn die
alten Hüte plötzlich so
aktuell geworden sind, dass
sie öffentlichen Streit auslö-
sen?» Neben dem plötzli-
chen Berlin-Bezug und ne-
ben der Problematik, die in
der Person des Auslöser
liegen mag – Lampugnani
war damals Direktor des
Deutschen Architekturmuse-
ums in Frankfurt und gilt
zudem als nicht übermässig
sozial engagiert –, findet er
einen dritten entscheidenden
Punkt: «Es geht um
unser schlechtes Gewissen.»
Seine Erklärung klingt ganz
plausibel: Wir lebten auf
Kosten der Länder der
Dritten Welt, und dagegen
konkret etwas zu tun, sei
schwierig, weil grundsätz-
lich mit Verzicht verbunden.
«Jetzt kommt da einer und
empfehlts angesichts dieser
Situation eine neue Beschei-
denheit. Zwangsläufig rea-
giert man darauf zunächst
mit einem schroffen Nein,

weil es an unsere Bequem-
lichkeit geht. Dass dieses
Nein fachlich begründet
wird, muss so sein, weil un-
sere moralische Position un-
haltbar ist.»

«Gut gebrüllt Löwe»,
möchte man anerkennen.
Wäre da nicht der Umstand,
dass Lampugnani sicherlich
nicht in solchen Sphären
denkt, auch nicht an politi-
sche Implikationen seiner
Forderungen. Als Illustration
für seine Zielsetzung
kann man vielmehr die
Haustür eines alten Bauern-
hauses bemühen, die der
neue, solvente Besitzer
sorgfältig und teuer resta-
uriert in den ursprünglichen
Zustand der Einfachheit.
Sollte uns hier der alte Mies
van der Rohe grüssen:
«Lasst uns einfach bauen,
kostet es, was es wolle»? So
bleibt am Ende der Debatte
die Frage, ob nun Bild oder
Substanz gemeint sei, ob
also die Häuser «einfach»
sein müssten, damit sie
Bescheidenheit signalisieren
oder damit sie – weil ko-
stengünstiger – möglichst
vielen zugute kommen.
Geht es um die Ästhetik des
Einfachen oder um billige
Produktionsmethoden?

Eins jedenfalls ist si-
cher: Ikonoklasten sind die
Protagonisten nicht, auch
wenn sie noch so martialisch
daherkommen. So interes-
sant diese Debatte auf intel-
lektueller Ebene auch (ge-
wesen) sein mag, so sehr ist
sie letztlich auch ein Stroh-
feuer, das zwar so manchen
blenden konnte, aber von
den harten facts der tat-
sächlichen Stadtentwicklung
ablenkt. Anders ausge-
drückt: Die Auseinander-
setzung ist ein Paradigma
für den Rückzug zeitgenös-
sischer Architekten aus der
Domäne des Realen und der
Hinwendung in das Univer-
sum der Zeichen. Es ist sym-
ptomatisch für eine verbrei-
tete Einstellung, die sich
zum Ziel gesetzt hat, den
(einmaligen) Charakter des
Objektes wieder zurückzu-
gewinnen durch sein Her-
auslösen aus dem ökonomi-

schon und gesellschaftlichen
Kontext, um es parenthe-
tisch in eine Flut blosser Ob-
jekte einzuschleichen.

«Die Stadt braucht Re-
geln wie die Gesellschaft
eine Verfassung», sagte Mit-
streiter Fritz Neumeyer, und
damit hat er sicherlich nicht
unrecht. Allerdings muss
gerade das Verhältnis von
Strenge und Elastizität, von
Sinnhaftigkeit und Willkür
dabei vorsichtig justiert
werden. Denn je umfassen-
der der Ansatz, je stringen-
ter die Vorgaben, desto
grösser ist die Wahrschein-
lichkeit, dass sich das Unge-
plante durchsetzt. Am Ende
dringt immer das Gras durch
die Ritzen des Betons. Oder,
um die Widersprüche ein-
mal im Sinne der Architek-
turtheorie zusammen-
zufassen: eben weil die
«einfache», rationale Stadt
der Moderne einerseits
stete Wandlung versprach,
andererseits aber auch voll-
ständige Ordnung, ist sie
heute – auf fast tragische
Weise – lächerlich ge-
worden.

Sicherlich, die Debatte
ist rezidiv und bringt inhalt-
lich wenig Neues. Überflüs-
sig aber ist sie nicht, weil sie
ein grelles Schlaglicht wirft
auf die Form dessen, wie
Protagonisten nicht, auch
wenn sie noch so martialisch
daherkommen. So interes-
sant diese Debatte auf intel-
lektueller Ebene auch (ge-
wesen) sein mag, so sehr ist
sie letztlich auch ein Stroh-
feuer, das zwar so manchen
blenden konnte, aber von
den harten facts der tat-
sächlichen Stadtentwicklung
ablenkt. Anders ausge-
drückt: Die Auseinander-
setzung ist ein Paradigma
für den Rückzug zeitgenös-
sischer Architekten aus der
Domäne des Realen und der
Hinwendung in das Univer-
sum der Zeichen. Es ist sym-
ptomatisch für eine verbrei-
tete Einstellung, die sich
zum Ziel gesetzt hat, den
(einmaligen) Charakter des
Objektes wieder zurückzu-
gewinnen durch sein Her-
auslösen aus dem ökonomi-

Robert Kaltenbrunner